



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Literatur.

Vorschläge zur technischen Durchführung der prozentualen Börsensteuer. Von Dr. Rob. Friedberg, Dozent an der Universität Leipzig. Jena, G. Fischer, 1882.

Diese kleine, aber wichtige Broschüre gehört zu den finanzpolitischen Arbeiten, welche mit Erfolg die Einwendungen der Repräsentanten der Börse gegen die prozentuale Börsensteuer bekämpfen. Des Verfassers praktische Vorschläge beweisen, daß diese Steuer sehr wohl durchführbar ist, wenn auch nicht vermittelt des Stempels. Er will die Errichtung einer Börseninstitution, durch welche sämtliche Börsengeschäfte, seien sie Zeit-, seien sie Kassengeschäfte, durchzulaufen haben und bei welcher ihre Besteuerung erfolgt. Er trifft hierin fast genau zusammen mit dem Verfasser des im „Reichsboten“ (1882, 141—146 und 168) veröffentlichten Aufsatzes „Die Börsenbesteuerung als soziale Frage,“ welcher ebenfalls die prozentuale Börsenbesteuerung verlangte und vielleicht nur insofern von ihm abweicht, als er anstatt der aus der Börse selbst hervorgehenden Organe der Kontrolle die Einsetzung staatlicher Börsenämter fordert. Prinzipiell unterscheiden sich allerdings beide Arbeiten insofern, als die vorliegende Broschüre doch den Börsenumschlag möglichst wenig gehemmt sehen will, während jener Aufsatz eine Beschränkung des Börsenumschlages für eine soziale Notwendigkeit erklärt und gerade von diesem Gesichtspunkte aus einen ähnlichen Erhebungsmodus für die Börsensteuer ins Auge faßt, wie ihn der Verfasser der vorliegenden Broschüre vorschlägt. Jedenfalls bezeichnet die Broschüre einen neuen Fortschritt in der Erörterung einer Angelegenheit, deren Bedeutung weit hinausgeht über die enge Begrenzung, welche die Bezeichnung „Börsensteuer“ anzudeuten scheint. Wir empfehlen daher ihre Lektüre allen, welche an der Gestaltung unsrer öffentlichen Dinge Anteil nehmen.

Vom atlantischen zum stillen Ozean. Von Friedrich Bodenstedt. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1882.

Dies Buch ist der Erinnerung an eine neunmonatliche Reise gewidmet, welche Bodenstedt im Winter 1879 auf 1880 unternahm, und ist aus einer Reihe an Ort und Stelle entstandener Berichte zusammengestellt, die, wenn wir nicht irren, zuerst in der Zeitschrift „Über Land und Meer“ veröffentlicht worden sind. In erster Linie wendet sich der Verfasser wohl an seine Freunde; bei ihnen darf er darauf rechnen, daß sie an seinen Lebensschicksalen, an dem Ungemach einer Reise in entfernte Länder, wie es auch dem Dichter nicht nicht erspart bleiben konnte, und an den reichen Vorberer, die er erntete, denjenigen Grad von Anteil nehmen, den das Buch bei seinen Lesern voraussetzt. Denn mit großer Gewissenhaftigkeit wird uns berichtet, wie der Reisende die See- und Eisenbahnfahrt überstand, wie er die Nacht ruhte, was er aß und wie es ihm bekam, wann er sich erkältete und wer ihn von seiner Krankheit heilte. Auch welchen Klang der Name des Mirza Schaffy jenseits des atlantischen Ozeans besitzt, schildert uns Bodenstedt mit rührender Gründlichkeit. Schon wie er in Hamburg im Alsterhotel seinen Namen ins Fremdenbuch einträgt, fragt der Portier sofort mit freudiger Überraschung: „Doch nicht etwa Friedrich?“ Und ähnlich ergeht es ihm überall. Bis zum Gestade des stillen Ozeans gestaltet sich seine Reise zu einem wahren Triumphzuge. Depu-

tationen fahren ihm auf der Eisenbahn entgegen, andre erwarten ihn am Bahnhofe und geleiten ihn ins Hotel. Gastfreundlich nehmen ihn die angesehensten deutsch-amerikanischen Familien auf, in ihren Bibliotheken findet er seine sämtlichen Werke, seine Lieder werden gesungen, Bankette ihm zu Ehren gegeben, bei denen er in Prosa und Versen angeredet wird, festliche Aufzüge und Illuminationen finden statt, die Zeitungen bringen sein Bild, seine Biographie und Gedichte von ihm und stören seine Ruhe durch Interviewer. Dies ungefähr der Inhalt des schön ausgestatteten Buches. Nebenbei ergreift der Dichter auch des öfteren die Gelegenheit, uns mit dem sozialen Leben in Nordamerika bekannt zu machen und vor allem die Stellung der Deutsch-Amerikaner zu schildern, die ihm eine so freundliche Aufnahme bereiteten.

Das Nibelungenlied. In der Oktave nachgedichtet von Dr. Adalbert Schroeter. Jena, Costenoble, 1882.

Was doch für närrische Bücher gedruckt werden! Verfällt da einer auf den kuriosen Gedanken, das ganze Nibelungenlied von der ersten bis zur letzten Strophe in Ottaverime umzudichten, setzt sich monatelang hin und führt es wirklich aus; jede einzelne Nibelungenstrophe zerrt er wie ein Stück Gummi in eine Stanze breit. Den Effekt kann sich jeder ausmalen; Scherzes halber vergleiche man gleich die erste Strophe des Originals:

Er wuohs in Buregonden ein vil edel magedin,
daz in allen landen niht schoeners mohte sin,
Kriemhilt geheizon: diu wart ein schoene wip.
dar umbe muosen degene vil verliesen den lip

mit der Schroeter'schen Nachdichtung:

Bei den Burgonden, an dem Rheinesstrande,
Erblickte eine königliche Maid,
So lieb und hold, daß man in keinem Lande
Ein schöner Weib gefunden weit und breit.
Kriemhilde man die edle Jungfrau nannte.
So manchem Ritter wuchs sie auf zum Leid —
Denn daß die Herrliche er durfte grüßen,
Gar mancher mußte es mit dem Leben büßen.

Die Geduld, mit der der Übersetzer seinen Voratz ausgeführt hat, hat sicherlich etwas Rührendes. Wenn er sich auch um die Flickstücke, mit denen er in jedem Zeilenpaar hat nachhelfen müssen, um den Sinn des Originals über den gewählten größern Reisten schlagen zu können, keine grauen Haare hat wachsen lassen, wenn er auch hundertmal dieselben banalen Reimtrios wiederbringt, vor den häßlichsten Elisionen nicht zurückschreckt und nicht das geringste Bedenken trägt, einen Gedanken, der schlechterdings von einem Zeilenpaar umschlossen sein mußte, in die nächste halbe Zeile herüberzuziehen — immerhin ist es ein Stück Arbeit, hundert und aberhundert Strophen in dieser Weise breitzuklopfen, und man müßte aufrichtig die schöne Zeit bedauern, die an diese Arbeit gewendet worden ist, wenn man nicht sähe, daß die Sache dem Verfasser persönlich entschiedenem Vergnügen gemacht hat und daß ihm schließlich die Verse offenbar so glatt abgegangen sind wie einer gemächlich klappernden Dreschmaschine die Körner. Unbegreiflich ist es aber doch, wie sich ein Verleger finden kann, der das Ergebnis eines so überflüssigen Privatvergnügens druckt.

Ithyllen, Elegien und Monologe von Otto Roquette. Stuttgart, Cotta, 1882.

Aus diesem soeben erschienenen Buche stammt das prächtige Gedicht „Von Zeitschriften,“ das der Leser an der Spitze unsrer heutigen Nummer findet. Wir haben es ohne Umstände an diesen Platz gestellt gleich einem versifizirten Leitartikel, weil es ganz aus unserm Herzen heraus gedichtet ist und weil es in liebenswürdigster poetischer Form dasselbe ausspricht, was wir so oft in dürre Prosa gesagt und noch viel öfter gedacht haben. Dennoch würde man sehr irren, wenn man nach dieser einen Probe den Inhalt von Roquettes neuester dichterischer Gabe beurteilen wollte. Zwar steht das Gedicht nicht allein in seiner Art; die Abtheilung „Elegien und Monologe“ bringt unter den Überschriften: „Reisepflichten,“ „Hanswursts Vorrede zu der ungeschriebenen Komödie Die Todrichter,“ „Altmodisch“ u. a. noch ähnliche Tendenzgedichte, in denen weitverbreitete Krankheiten und Narheiten unsrer Zeit in ergößlicher Weise bekämpft werden, und wir sind weit davon entfernt, dergleichen Zeitgedichte zu unterschätzen; im Gegentheil, wenn ein verehrter und gefeierter Liebling der Nation wie Roquette mit so olympischer Serenität die Schale seines Spottes ergießt über das thörichte Reisefieber, das Überwuchern der Oper, den ägyptischen und den altdeutschen Roman, den Wagnerhumbug, das Zeitschriftenunkraut, die Luftkirmut und dergleichen, so ist zu hoffen, daß doch der und jener, der bisher gedankenlos im Strome der Mode geschwommen, stuhig werden, nachdenken und sich am Ende gar zu dem „altmodischen“ Dichter bekehren werde; ein einziges Gedicht dieser Art thut vielleicht bessere Wirkung als ein Duzend galliger oder entrüsteter Zeitungsartikel, und deshalb sind wir Roquette auch für diese Spenden seiner Muse von Herzen dankbar. Aber den schöneren und erquickenderen Teil des vorliegenden Bändchens bilden doch die vorausgehenden „Ithyllen,“ eine Reihe von Stimmungsbildern von echter, lauterster Poesie, die der Dichter in die verschiedensten Zeiträume und Menschenkreise verlegt, vom Hellenentum an durch das Mittelalter und die Zeit des Humanismus uns herabführend bis in unsre Tage, aus der altgriechischen Götter- oder Halbgötterwelt, dem Hain von Olympia und der Werkstatt des Praxiteles durch das Fischerdorf an sizilischem Strande und die deutsche Klosterchule in die gemüthliche deutsche Kleinstadt, das einsame Försterhaus und die Sphäre des modernen Salons. Ein Name ist es, der beim Genuße dieser Dichtungen uns öfter auf die Lippen getreten: der Name Goethes; nicht nur die Situationen und die Gestalten, nicht nur die Meisterschaft, mit der das Lokal, die Szenerie, der Fortschritt der Handlung in rein monologischer oder dialogischer Form zur Darstellung kommt, selbst einzelne Wendungen gemahnen an „Alexis und Dora,“ den „Wandrer“ u. a. Auch „Hermann und Dorothea“ ist nicht ohne Einfluß gewesen: als die schönste Perle der ganzen Reihe ist uns das wohnige Ithyll erschienen: „Kleine Fußstapfen.“ Welche Fülle von Poesie umspannt der enge Rahmen dieses Bildes!

Die antiken Versformen handhabt Roquette mit großer Freiheit und Mannichfaltigkeit, aber immer in echt künstlerischem Geiste. Seine Hexameter gut und fließend laut zu lesen, ist freilich keine ganz leichte Sache, auch für den geübten. Bisweilen wird man durch offenbare Druckfehler genarrt, an denen leider in dem so hübsch ausgestatteten Büchlein auch sonst kein Mangel ist. *)

*) S. 73 z. B. steht Peisippides (statt Pheidippides!), S. 80 zweimal Phyllis neben Phyllis.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. V. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.